

Monika Wächter

Vor der Theorie kommt die Praxis

Ein Bericht

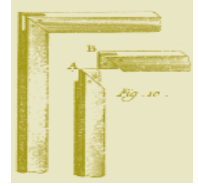
Die Erwartungen

Neugierig und erwartungsvoll begann ich vor vier Jahren die Arbeit in der institutionalisierten interdisziplinären Umweltforschung. Zuvor, als freiberufliche Gutachterin im Naturschutz, hatte ich nah an den Bedürfnissen der Planungs- und Verwaltungspraxis gearbeitet. Dort ging es darum, ökologische Grundlagendaten zu erheben, sie auf ihre Relevanz für den Naturschutz hin zu bewerten und konkrete Schutzvorschläge und Pflegemaßnahmen zu erarbeiten. Damit bewegte ich mich zwar in einem interessanten Gebiet voller Konflikte, konnte mit meiner Arbeit aber keinen Einfluss auf die gesetzlichen Grundlagen nehmen und war nur in den seltensten Fällen noch beteiligt, wenn es um die Umsetzung der Ergebnisse in die Praxis ging. Die Stelle einer wissenschaftlichen Koordinatorin in der problembezogenen Umweltforschung reizte mich sehr, und ich stellte mir vor, ich würde nun über die fachspezifisch begrenzte Sicht hinausgelangen, aus der ich bisher Analysen und Bewertungen an entsprechende Fachbehörden vermittelt hatte, ich würde Umweltprobleme in ihrer gesamten Komplexität betrachten, sie aus der Sicht verschiedener Disziplinen analysieren und gemeinsam mit anderen Lösungen erarbeiten. Meine Rolle sah ich vor allem darin, Treffen zu organisieren, bei denen in anregenden Diskussionsrunden die Papiere der einzelnen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im interdisziplinären Kreis intensiv diskutiert werden. Ich würde moderieren, Ergebnisse zusammenfassen und damit eine wichtige Rolle im Prozess der Wissensproduktion einnehmen. Eine anspruchsvolle Aufgabe und eine wirkliche Herausforderung für mich, und selbstverständlich würde ich, um dieser neuen Aufgabe gerecht zu werden, Fortbildungskurse für Moderation und Projektleitung besuchen.

Die Erfahrungen

An meinem neuen Arbeitsplatz fühlte ich mich sofort wohl. Die lockere Atmosphäre machte es leicht, miteinander in Kontakt zu kommen. Es war deutlich spürbar, dass es sich um ein junges Institut handelte, wie ja die gesamte Umweltforschung ein neuer Forschungsbereich ist. Das muss berücksichtigt werden, wenn im Folgenden von Problemen die Rede ist.

Eine gewisse Ernüchterung trat ein, als ich erfuhr, dass das zu koordinierende Forschungsprojekt bereits angelauert war, bevor ich meine Stelle antrat. Ich hatte also keine Möglichkeit mehr, das Konzept mitzugestalten, und musste mich auf die Gegebenheiten einstellen. Mich erwartete ein Forschungsprojekt, an dem um die 30 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus etwa zehn Disziplinen beteiligt waren. Die Einzelprojekte waren unter dem Dach eines relativ breit gefassten Themas angeordnet, ohne dass eine integrierte Ziel- und Fragestellung erarbeitet worden war. Die einzig verbindende Klammer war die Beziehung zum urbanen Raum. Die Breite der bearbeiteten Themen reichte von umweltbedingten gesundheitlichen Belastungen der Stadtbewohner bis zu ökologisch relevanten Folgen der Suburbanisierung. Entsprechend additiv verlief das Projekt. Die regelmäßigen Treffen im Plenum bestanden vorwiegend aus Vorträgen, und immer wieder trat die Situation auf, dass ein Vortragender sich so in der Welt seines Gebiets verlor, dass er den Rest der Gruppe nicht erreichte. Die Unfähigkeit, eine allgemein verständliche Sprache zu sprechen, war nur ein Teil des Problems. Denn selbst wenn die Botschaft verständlich war, blieb sie ungehört, sofern sie nicht anschlussfähig war, d. h. wenn sie die Problemstellung, die in anderen Untersuchungen behandelt wurde, nicht tangierte. Klagen über die zu häufigen und zu langen Sitzungen,



»Sie sind Sozialwissenschaftler. Das finde ich interessant, dass es bei Ihnen auch Soziologen und Ökonomen gibt. Bei uns am Forschungszentrum ›xxx‹ arbeiten nur Wissenschaftler.«

die einem ›die Zeit stehlen‹, waren die Konsequenz. Aus Sicht der Koordinatorin war das eine frustrierende Situation. Die Integration der fachspezifischen Forschungsleistungen war nicht in den Projekten angelegt, sondern eine eigenständige Aufgabe. Koordination und Herstellung von Interdisziplinarität wurden damit wiederum zu einem Spezialterrain, angehängt an einen disziplinären Forschungsprozess, der im Übrigen in gewohnten Bahnen verlief.

Ich machte mich also mit den vielen Einzelprojekten vertraut, so dass bei mir zwar die Fäden aus den verschiedenen Richtungen zusammenliefen, nur leider waren sie nicht zu einem Netz verknüpft. Ein anderes Bild, das den gleichen Sachverhalt ausdrückt, zeichnete der Projektleiter. Er sah sich als »Biene«, die den »Forschungsnektar einsammelt, um Honig daraus zu machen«. Vielleicht ist über das Honigsammeln der Bienen noch zu wenig bekannt, um dieses Programm auf die interdisziplinäre Projektarbeit übertragen zu können. Jedenfalls ließ sich der ›Pollen‹ der einzelnen ›Projektblüten‹ nicht so einfach zu einer homogenen Honigmasse verrühren. Der entstandenen Forschungsmasse fehlte es an innerem Zusammenhalt.

Dabei sind manche Kolleginnen und Kollegen innerhalb des großen Verbundes durchaus aus eigener Initiative aufeinander zugegangen, und es sind auch kleine interdisziplinäre Inseln entstanden. So wurde das Thema ›Ökonomische Anreizsysteme für Naturschutzmaßnahmen‹ durch eine Ökonomin, einen Soziologen und eine Spezialistin für Modellierung bearbeitet. Dabei zeigte sich, dass die Institutsstruktur relativ große Bewegungsfreiheiten zulässt und Eigeninitiative keineswegs im Keim erstickt wird oder, wie es ein Kollege formulierte, dass »beim Bemühen um interdisziplinäre Zusammenarbeit in der Regel offene Türen eingerrannt werden«. Aber die Vorstellung, man könnte im Nachhinein aus den Einzelergebnissen ein Gesamtergebnis produzieren, war schon aufgrund der großen Themenbreite und -heterogenität kaum realisierbar. So blieben die oftmals hervorragenden Forschungsleistungen vor allem disziplinär. Am Ende des Projektes versuchten wir, die Situation mit den Kolleginnen und

Kollegen im eigenen Institut zu analysieren und tauschten uns mit anderen Wissenschaftlergruppen aus. Es stellte sich heraus, dass sie alle vor ähnlichen Problemen standen.

Die Hindernisse auf dem Weg zur Interdisziplinarität

Es war vor allem die Größe des Projektes, die von den meisten Beteiligten als hinderlich für interdisziplinäres Arbeiten empfunden wurde. Die Anonymität in der großen Gruppe machte es schwer, aufeinander zuzugehen, und einzelne Projekte blieben gänzlich unverbunden. Beklagt wurde, dass der Gesamtzusammenhang für den Einzelnen schwer nachvollziehbar war und er sich deshalb zum ›Datenlieferanten‹ degradiert sah. »Es wurde nicht deutlich, welchen Nutzen die interdisziplinäre Arbeit bringt.«

Die Frage nach dem Nutzen beziehungsweise der Anerkennung für interdisziplinäre Forschungsleistungen wird auch von anderen Forschungsgruppen als ein zentraler Problempunkt benannt. So wurde im Schweizer ›Schwerpunktprogramm Umwelt‹ (SPPU) begleitend zur Forschung ein Diskussionsforum ›Transdisziplinärer Wissenschaftsprozess‹ eingerichtet. Im Frühjahr 1999 fand ein Workshop zum Thema ›Evaluation von disziplinenübergreifenden Wissenschaftspraktiken‹ statt. Die Ausgangsthese war, dass interdisziplinäre Forschung eine Art ›Sondernutzen‹ haben müsse, bislang aber die Kriterien fehlen, um diesen Sondernutzen bestimmen zu können. Was zur Folge hat, dass Maßstäbe angewandt werden, die sich an disziplinärer Forschung orientieren. In diesem Workshop hat man mit der Arbeit an einem Kriterienkatalog für die Evaluation inter- und transdisziplinärer Forschungsprojekte begonnen.

Vorerst findet die Bewertung jedoch wie gehabt nach disziplinären Standards statt, und auch bei unserem Projekt war der Fokus in erster Linie auf den greifbaren ›Forschungs-Output‹, sprich Publikationen, gerichtet. Es mangelte nicht an Hinweisen, man solle in wissenschaftlich anerkannten Zeitschriften veröffentlichen, die aber sind zum überwiegenden Teil streng disziplinär ausgerichtet. Daraus entsteht eine Situation, in der die Profi-



»Es wurde nicht deutlich, welchen Nutzen die interdisziplinäre Arbeit bringt.«

lierung in der Disziplin mit dem Risiko interdisziplinärer Forschung konkurriert. Letztere ist zwar reizvoll, aber zeitaufwendig und alternativ zu einer Investition in das sichere Feld der Disziplin. Auch wenn allerorten respektvoll von interdisziplinärer Kompetenz und der Notwendigkeit zu interdisziplinärem Arbeiten gesprochen wird, lässt die Praxis immer noch entsprechende Stellenangebote vermissen. In dieser Hinsicht ist unser Institut eine rühmliche Ausnahme, da die Interdisziplinarität in den Grundstatuten festgeschrieben ist. Für viele meiner Kolleginnen und Kollegen spielte das bei der Entscheidung, sich gerade hier um eine Anstellung zu bemühen, eine wichtige Rolle. Diese Rahmenbedingungen sind wichtig, garantieren aber noch keinen Erfolg. Interdisziplinarität ergibt sich nicht automatisch, sondern erfordert eine meist mühselige Annäherung der verschiedenen Disziplinen mit ihren jeweils eigenen Methoden und Theorien. Sie ist also auch anstrengender und langsamer als Arbeit in eindeutig abgegrenzten Fachgebieten. Für mich hat sich in dem manchmal mühsamen Lernprozess bestätigt, dass die Koordination interdisziplinärer Projekte eine äußerst anspruchsvolle Aufgabe ist. Um eine Brücke zwischen den Disziplinen zu schlagen, ist es nötig, mehrere ›Sprachen‹ wenn schon nicht zu sprechen, dann doch wenigstens zu verstehen. Daneben halte ich ein Interesse an wissenschaftstheoretischen Fragen für sehr hilfreich. Dies schon allein deshalb, um sich an dem metawissenschaftlichen Diskurs über inter- und transdisziplinäre Forschung beteiligen zu können, der ja nicht ohne Auswirkung auf die praktische Arbeit bleibt. Ganz oben aber stehen diejenigen Fähigkeiten, die meist sehr allgemein als ›soziale Kompetenz‹ beschrieben werden. Dazu zählen: zuhören können, merken, wenn eine Kollegin oder ein Kollege verletzt wurde, in Konfliktsituationen vermittelnd auftreten. Diese Fähigkeiten sollten nicht unbedingt als angeboren vorausgesetzt werden, sprich: es sollten Gelder für Fortbildungsmaßnahmen eingeplant werden.

Zum Verhältnis von Natur- und Sozialwissenschaften

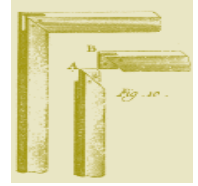
Das zahlenmäßige Verhältnis von Natur- zu Sozialwissenschaftlern an unserem Institut ist etwa 15:1. Daran wird deutlich, welche Macht den Naturwissenschaften auch heute noch in Bezug auf die Definition von Um-

weltproblemen zugewiesen wird und wie ungebrochen der Glaube an das Lösungspotenzial naturwissenschaftlicher Methoden ist. Die Sozialwissenschaften werden weitgehend als Hilfswissenschaften betrachtet, deren Aufgabe vor allem darin besteht, naturwissenschaftliche Ergebnisse an die breite Öffentlichkeit zu vermitteln und Wege zu ebnen, mit denen Ziele, die auf der Basis naturwissenschaftlicher Erkenntnisse entwickelt wurden, besser umgesetzt und akzeptiert werden können – was wiederum nicht als ›richtige Wissenschaft‹ anerkannt wird.

Symptomatisch ist folgende Bemerkung eines Naturwissenschaftlers: »Sie sind Sozialwissenschaftler. Das finde ich interessant, dass es bei Ihnen auch Soziologen und Ökonomen gibt. Bei uns am Forschungszentrum ›xxx‹ arbeiten nur Wissenschaftler.« Manche Naturwissenschaftlerinnen und Naturwissenschaftler halten die Hilfsdienste der Geistes- und Sozialwissenschaften für überflüssig. So blieb noch in einer Abteilungsleitersitzung im Jahr 1992 die Äußerung, dass »Sozialwissenschaftler nicht in ein Umweltforschungszentrum gehörten«, unwidersprochen. Nur langsam und gegen mancherlei Widerstände setzt sich die Einsicht durch, dass die Sozialwissenschaften über eigene Methoden und Theorien verfügen, mittels derer sie gesellschaftliche Ursachen und Kontexte von Umweltproblemen analysieren und Lösungsvorschläge entwickeln.

Ein neuer Anlauf

In unserem Projekt waren Sozial- und Humanwissenschaften überproportional stark vertreten, nämlich mit einem guten Drittel. Sicherlich war das ein Grund, weshalb Probleme in der interdisziplinären Zusammenarbeit aufgebrochen sind und dann auch reflektiert werden konnten. Das führte zu deutlich spürbaren Veränderungen. Für die Konzeption eines neuen interdisziplinären Forschungsprojektes wurde reichlich Vorbereitungszeit eingeplant. Das neue Projekt besteht aus einer relativ kleinen Kerngruppe, die das Forschungskonzept erarbeitet. Schon in der ersten Sitzung wurde klargestellt, dass sich die Fragestellung nicht automatisch aus dem Thema ergibt, es wurde mit der Definitionsmacht der Naturwissenschaften aufgeräumt. Weil unterschiedliche Sichtweisen aus verschiedenen Disziplinen aufeinander prallen,



geriet bereits die Eingrenzung des Problemfeldes sowie die Formulierung des Forschungszieles zu einem interdisziplinären Akt. Die Kolleginnen und Kollegen aus den Sozialwissenschaften werden nun aufgrund dieser Diskussionen als gleichwertige Partner akzeptiert. Ein weiteres Novum ist die Gliederung des Projektes. Sie erfolgte nicht mehr, wie im vorhergehenden Projekt, nach inhaltlichen Schwerpunkten, sondern prozessbezogen und auf ein gemeinsames Ziel hin orientiert. Parallel zu dem hausinternen Projekt konnte ein fremdfinanziertes Projekt angeschoben werden, das sich mit dem Verständnis von Natur in der Nachhaltigkeitsforschung beschäftigt. Die Ergebnisse könnten zeigen, wie sich die theoretischen Grundlagen in den einzelnen Disziplinen auf die interdisziplinäre Forschungsarbeit auswirken und somit direkt dem neuen Forschungsprojekt zugute kommen.

Die teilweise recht heftigen Diskussionen in der Konzeptionsphase hatten unter anderem den Effekt, dass man sich (auch persönlich) besser kennen lernte. Das ›Fremdgehen‹ zu anderen Disziplinen wird allerdings immer noch misstrauisch beäugt. So musste ich mich kürzlich – nur halb scherzhaft – fragen lassen, »ob ich jetzt auch bald so unverständlich wie die Soziologen reden würde«. Das zeigt, dass eher verhaltener Optimismus als Euphorie angebracht ist. Die Ängste, die Verankerung in der eigenen Disziplin zu verlieren und letztlich zu einem ›Universaldilettanten‹ zu werden, sitzen tief. Ob es sich für die Mitarbeiter lohnt, sich auf Interdisziplinarität weiter einzulassen, hängt vom weiteren Projektverlauf ab – aber auch von den wissenschaftspolitischen Entwicklungen. Denn für die überwiegende Zahl der beteiligten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sieht die Realität so aus, dass sie sich nach einer befristeten Anstellung dem rauen Wind des Arbeitsmarktes stellen müssen. Werden Qualifikationen, wie sie in unserem Forschungsprojekt erworben wurden, dort in Zukunft stärker gewürdigt werden? Man braucht einen langen Atem.

Blick nach draußen

In unserem Institut wurde die ›Zweite Kultur‹ aufgewertet, was mit einer Aufstockung des Personals verbunden war und mit der Emanzipation vom Anhängsel an einer naturwissenschaftlich orientierten hin zu einer eigenständigen Abteilung. Neben den Lernprozessen für das Institut zeigen vor allem externe gesellschaftspolitische Entwicklungen hier ihre Wirkung. Der Schwenk von der

Umweltdebatte zum Nachhaltigkeitsdiskurs war verbunden mit der Forderung nach einer Gleichgewichtung von ökologischen, ökonomischen und sozialen Belangen. Das hat sich in neuen Forschungsprogrammen in den 90er Jahren niedergeschlagen. Prominentestes Beispiel ist das DFG-Programm ›Mensch und globale Umweltveränderungen‹, weiterhin das BMBF-Programm ›Nachhaltiges Wirtschaften‹ und seit kurzem das BMBF-Programm ›Sozial-ökologische Forschung‹. In diesem Kontext fand und findet eine Förderung soziologischer und ökonomischer Forschung statt. Das wiederum hatte den Effekt, dass speziell in der Umweltforschung die Diskussion um Interdisziplinarität angestoßen und mit der Reflexion über Methoden und Theorien in den Disziplinen verknüpft wurde. Als Beispiel sei die Begründung der Umweltsoziologie erwähnt, die sich unter anderem der Frage nach dem Naturverständnis in verschiedenen Gruppen der Gesellschaft annimmt. Zögerlicher wird die Frage nach dem Einfluss bestimmter Naturvorstellungen auf die Theorien der Naturwissenschaften aufgegriffen. Dort herrscht nach wie vor das Selbstverständnis, dass hier ›objektive‹ Wissenschaft betrieben wird.

Der Beitrag beruht unter anderem auf Gesprächen mit Kolleginnen und Kollegen, die teilweise wörtlich zitiert sind und denen ich an dieser Stelle herzlich danken möchte.